

Das Theater der Berner

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 41

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Miss Doughal mit einem ihrer Verehrer ausritt und er mit den Decken hinterher laufen und jedes Wort hören mußte. Auch mußte er seine Fassung und Ruhe bewahren, wenn ein Polizist ihn anschnauzte oder, schlimmer noch, wenn ein junger Unterbeamter ihn „Hund“ nannte, weil er nicht schnell genug aus dem Wege ging.

Auf der anderen Seite aber gewährte dies Leben auch Freuden, die ihn für seine Leiden entschädigten. Er gewann einen tiefen Einblick in die Schliche und Diebereien der Sais — fast die Hälfte der „Chamar“-Bevölkerung des Pandschab hätte er ins Gefängnis bringen können, wenn er im Dienst gewesen wäre. Er war der beste im Knöchelspiel, mit dem sich die „Champanis“ und die meisten Sais unterhalten, wenn sie des Abends vor der Regierung oder dem Gaiety-Theater warten müssen. Er sah vieles, was ihn belustigte, und versichert auf Ehrenwort, daß nur der Simla wahrhaft kenne, der es vom Standpunkt eines Sais beobachtet habe.

Es macht großen Spaß zuzuhören, wie Strickland die Qualen schildert, die er erduldet, wenn er an nassen Abenden, den Kopf in eine Pferdedecke gehüllt, vor „Benmore House“ stand und oben die Lichter sah und die Musik hörte und es ihm vor Tanzlust in den Füßen zuckte.

So diente er treu wie Jakob um Rachel, und schon war fast sein Urlaub zu Ende, als die Explosion erfolgte. Er hatte sein Möglichstes getan, seine Selbstbeherrschung beim Anhören der Courmachereien nicht zu verlieren; aber schließlich unterlag er. Ein alter und sehr berühmter General holte Miss Doughal zu einem Ritt ab und begann jene verletzende Art von Flirt, die so schwer abzuweisen und so empörend anzuhören ist. Miss Doughal bebte vor Furcht bei dem Gedanken, daß ihr Sais in Hörweite war. Dulloo — Strickland — ertrug es eine Weile, aber endlich verlor er die Fassung, ergriff die Zügel des Generals und forderte ihn im fließendsten Englisch auf, abzustiegen und sich in den Abgrund werfen zu lassen. Miss Doughal begann zu weinen, und Strickland erkannte nun, daß er sich hoffnungslos verraten habe und daß alles verloren sei.

Der General hatte beinahe einen Schlaganfall. Miss Doughal erzählte schluchzend die Ursache der Maskerade und von ihrer von den Eltern nicht sanktionierten Verlobung. Strickland war wütend auf sich selbst und noch wütender auf den General, der ihn so sehr gereizt hatte; er sagte nichts, hielt nur den Kopf des Pferdes und bereitete sich vor, den General durchzuprügeln, um wenigstens eine geringe Genugtuung zu haben. Als aber

der General den Zusammenhang begriffen und gehört hatte, wer Strickland war, begann er zu schnaufen und zu prusten und wäre vor Lachen fast aus dem Sattel gefallen. Er meinte, Strickland verdiene das Viktoria-Kreuz, und wäre es auch nur dafür, daß er es so gut verstanden, die Rolle eines Sais zu spielen. Dann schimpfte er auf sich selbst und schwor, daß er die Peitsche verdient habe, er sei aber zu alt, die Prügel von Stricklands Hand zu nehmen. Miss Doughal gratulierte er zu ihrem Verlobten. Das Anstößige der ganzen Sache störte ihn nicht im geringsten, denn er war ein prächtiger alter Herr, der nur eine kleine Schwäche für das Courmachen hatte. Dann lachte er wieder und nannte den alten Doughal einen Narren. Strickland ließ den Kopf des Pferdes los und legte dem General ans Herz, ihnen doch zu helfen, wenn er so dächte, Strickland kannte Doughals Schwäche für Leute in hohen amtlichen Stellungen. „Es ist fast wie eine Karnevalsposse“, sagte der General, „aber bei Gott! ich will euch helfen, und sei es auch nur, um der Tracht Prügel zu entgehen, die ich verdient habe. Gehen Sie nach Hause, mein Herr Sais-Polizist, und verwandeln Sie sich in einen anständigen Menschen; ich werde einen Angriff auf Mr. Doughal machen. Miss Doughal, darf ich Sie bitten, nach Hause zu reiten und das Weitere abzuwarten?“

Etwa sieben Minuten später gab es im Klub ein großes Hallo. Ein Sais in seiner Decke und mit dem Strick um den Kopf bat die ihm Bekannten: „Am Himmels willen, leiht mir einen anständigen Anzug.“ Da man ihn nicht gleich erkannte, kam es erst zu eigentümlichen Szenen, ehe Strickland ein warmes Bad mit Soda, hier ein Hemd, dort einen Kragen, von einem dritten ein Paar Beinkleider usw. bekommen konnte. Mit der halben Klubgarderobe auf seinem Rücken und dem Ponny eines Wildfremden zwischen den Beinen, galoppierte er dem Hause des alten Doughal zu. Der General in Purpur und feiner Wäsche war schon da. Was der General gesagt hatte, hat Strickland nie erfahren; jedenfalls empfing Mr. Doughal ihn ziemlich höflich, und Mrs. Doughal, gerührt von der treuen Liebe des verwandelten Dulloo, war beinahe gütig. Der General strahlte und lächelte, Miss Doughal kam herein, und ehe der alte Doughal wußte, wie ihm geschah, war ihm die väterliche Einwilligung abgerungen und Strickland war mit Miss Doughal auf dem Wege zum Telegraphenamte, um nach seinen Kleidern zu telegraphieren. Die letzte Verlegenheit entstand dadurch, daß ihn ein gänzlich Unbekannter auf der Mall anhielt und das gestohlene Ponny von ihm verlangte.

Das Theater der Berner

Von Walter Schweizer.

Theatralische Aufführungen erfreuten sich in Bern von jeher einer großen Gunst. Bald fesselte ein religiöser Gegenstand Aug' und Ohr, bald ein lustiger Schwank oder Schimpf, wie jenen die alten Schweizer nannten.

Entstanden aber ist das Theater „spielen“ zur Erbauung der andächtigen Christengemeinde, und ursprünglich rein dem Gottesdienst gewidmet, wie namentlich in den Klöstern, die viel auf gottesdienstliches Schaugepräge hielten, nahm es nach und nach einen weltlichen Charakter an und wurde daher vor die Kirchentüre gewiesen, von wo es auf die Gasse und endlich ins Theater wanderte.

Die alten Berner waren aber dem Theater ganz besonders gewogen und benutzten dann die Reformation, um die neuen Ideen im Gewande einer theatralischen Aufführung darzustellen, die unmittelbar „auf Auge und Ohr wirkte und von großem Erfolge war“.

So ließ der Maler und Dichter Niklaus Manuel in einem Theaterstück auf der einen Seite der Kreuzgasse in Bern den Papst in vollem Ornate und die dreifache goldene Krone auf dem Haupte, mit einem großen Gefolge von Rittern und Geharnischten zu Pferde, einziehen und auf der andern Seite Christus auf einem Esel, in einem groben, grauen Rocke und die Dornenkrone auf dem Haupte, mit seinen schlecht gekleideten Jüngern und einem Gefolge von Blinden, Lahmen und Bettlern. In der Mitte der Straße, zwischen den beiden Aufzügen, standen zwei Bauern, Cleywe (Niklaus) Pflug und Ruedi Vogelneft, den Umzug verwundert betrachtend.

Pflug fragt verwundert: „Wer ist der gut from biderman der do einen grauwen rock treit an vnd uff dem schlechten essel sitz vnd treit ein kron von dornen gespizt . . .“ usw.

Vogelneft antwortete: „Es ist der sun des lebendigen gob, Es ist der süß milch vnd recht demüütig Tröstlich, fröhlich, barm-

herzig und gütig Heilmacher der welt her Jesus Christ Der am früh für uns gestorben ist . . ." usw.

Dann hatte Pflug wieder zu fragen: „Better Ruedi, vnd wer ist aber der groß feiser Der mit im bringt so vil frigischer pffaffen vnd reyset Mit so großen mächtigen hohen roffen So mancherlei wilder seltsamer hossen So vil multhier mit gold, samet beziert . . ." usw.

Worauf Bogelneft erwiderte: „Das ist nu der statthalter Jesu Christ uff dem essel geritten ist.“

Diese Gegensätze verfehlten selbstverständlich ihre Wirkung nicht, und so hatte das damalige Theater wesentlich dazu beigetragen, die Kirchenreform zu beschleunigen.

Eines Tages trat dann in Bern Hans von Rütte auf (1531), der als Theaterdichter aus dem Solothurnischen kam und in einem satirischen Fastnachtspiel den Heiligen den Krieg auf Tod und Leben erklärte. Nach ihm war dann eine Zeitlang Ruhe, bis das Auftreten der Jesuiten in der Schweiz abermals das Theater mobilisierte, und zwar in einem großen geistlichen Gedicht, das aus drei Komödien bestand und sich Trilogie nannte. Neben einem Mönche und Bischof trat da ein Jesuit auf, der mit schlaun Streitworten einen christlichen Ritter von seinem evangelischen Glauben abbringen wollte.

Der Jesuit sagte: „Wolan so laßt vnns zu ihm gan, Mitt imm ein fründtlich gespräch zehan, Vnd wanns vonn nhöten will ich thun Mitt imm ein Disputation. Da will ich inn mit wortt geschwinnden Durch mine künst bald überwinden, Dann für die glerttsten hie uff Erden Für dypfaffen vs wir ghalten werden.“

Nach einer Einwendung des Mönches erklärte er:

„So er dann sich nitt will ergäbenn, Wänd wir imm träuwen vff das läben.“

Vielfach waren die Theaterstücke rein polemischer Natur, später aber wurden sie häufig auch zur Erklärung und festeren Einprägung wichtiger Bibelstellen benutzt. Es wurde daher den Stücken ein Bibeltext zugrundegelegt, dem nun gleichsam die theatralische Auseinandersetzung folgte. Da die Kunst des Lesens damals noch nicht sehr verbreitet war, so war dies das einzige Mittel, das Publikum mit den biblischen Begebenheiten und Wahrheiten vertraut zu machen. Dadurch wich aber das Theater von seiner Bestimmung ab, da es vielfach als eine „Dressur für Sitte, Anstand, feine Manieren und zierliche Sprache“ betrachtet wurde.

Besonders der wohlgelehrte Schulherr Jakob Funkelin in Biel (1552) huldigte diesen Ansichten, und es zeigen uns seine „Stücke“ seine Absicht in diesem Punkte. So dichtete er und führte auch auf:

„Ein trostlich besserlich Spyl, vß dem eifften Capitel Johannis, von Lazaro, welchen Christus von den todten, am vierdten Tag vferweckt hat. Welchem ouch angehenkt ist das Gastmal der schwösteren Lazari, Marthe und Marie. Luc. 10. Cap. Gemachet durch Jacob Funkelin, Anno 1552 vnd auch deß jars durch die Jugend zu Biel öffentlich gespilt.“

Zu dem Stück selber schrieb Funkelin eine Einleitung, wie übrigens auch zu vielen andern Stücken, die da und dort „auffgeführt“ wurden. Er richtet sich darin an die Eltern, die nicht genug tun können, um ihre Kinder allseitig bilden zu lassen; nur tölpische Eltern sagen:

„Min sun darff nit stellen Nach großer kunst, köndt er nur zellen Das einmal eins, ein buchstab schryben, Zinsbrief läsen, dabv sols blyben. Der vätter sind vil vuser zyt, Die also hat verblendet der gyt, Das sy jr kind sond lernen nüt Dabärs wurdind rechtgchaffen lüt. Doch ist zwundern nit daran, Das narren narrecht kinder han.“

Das Stück selbst, das viele Aufführungen erfuhr, schildert nun in drastischer Form die Krankheit und Wiedererweckung

des Lazarus. Ein „lieblich Saitenspiel“ oder ein andächtiger Gesang, wozu die Noten sich im Stücke finden, unterbricht hin und wieder die Handlung. In dieser wird der „gleert huff vnd's geistlich gind“ (nämlich die Phariseer), dann auch die „Charlatanerie“ der Ärzte, die „damastin Schuben und Fingerring tragen, nur schön thun und zierlich reden, und doch die Leute sterben lassen“, scharf durchgenommen.

Aber auf alle Fälle muß sein Beispiel Schule gemacht haben, denn statt der Erwachsenen finden wir nun meistens die Jugend beim Theaterspiel, und das nicht nur in Bern und Biel, sondern auch in andern Städten der Schweiz. Die Stücke heißen: „Von der guten und bösen Kinderzucht“, „Der arme Lazarus“, „Der verlorene Sohn“. Bei letzterem bezahlte der Rat 12 Gulden und schenkte das Kalb, das beim Spiel verzehrt wurde, einer löblichen Schuljugend zur Erquickung und freundlichen Aufmunterung.

In Ustorf führte man im Jahre 1613 folgendes Stück auf: „Wie man alte Weiber jung schmiedet, Ein hüpsch vnd kurzweilig Spiel, gar lustig zu lesen, Wie es dann zu Ustorf, im Berner Gebiet gelegen, von Burgers Knaben gespielt ist worden.“

In der Stadt selbst befaßten sich vor allen Dingen unter Anleitung der Professoren die jungen Theologen mit dem Theaterspiel, teils zur religiösen Belehrung, teils auch zu politischen Zwecken, indem sich die Geistlichkeit damals sehr stark mit politischen Angelegenheiten befaßte. Der Rat mußte verschiedentlich dagegen einschreiten, und er befahl sogar, es sollten die Geistlichen, wenn sie was für die Regierung Gedeihliches wußten, es einem Ratsmitgliede oder dessen Verwandten anzeigen und „nicht auf der Kanzel fulminieren.“

In einem andern Ratsberichte lesen wir, daß der Rat mit den theatralischen Aufführungen sehr einverstanden sei, weil solche die Leute „faccomiere“, hingegen sollte durch die Aufführung niemand angegriffen und verlegt werden.

Das geschah aber doch in einer Aufführung vom 29. April 1692. Der religiös-politische Eifer hatte die Geistlichkeit dazu geführt, den französischen König Ludwig XIV. auf das Empfindlichste zu beleidigen. Der Berner Regierung war dies sehr unangenehm, da sie zu den wenigen Schweizer Regierungen gehörte, die vor dem übermütigen Nachbar nicht trocken, sondern mit aller Kraft seinen Eroberungsgelüsten entgegentraten und darum vom König auch sehr gehaßt wurden. Und in dem Stück wurden nun des französischen Königs religiösen und politischen Uebergriffe scharf gegeißelt, so daß der damalige englische Gesandte, Thomas Core, einen langen Bericht über die Aufführung nach London sandte, in dem er hervorhob, wie die Berner für den König von England günstig eingestellt wären, gegenüber dem Hohn und Spott für Frankreich. Am Schlusse des betreffenden Berichtes steht: „Und so endet dieses Stück, welches die französische Partei für trop forte hielt und dessen Aufführung, wie man mir sagte, sie sich widersehen wollte, aber Alles vergebens. Das Collegium der Geistlichen und Studenten traktierte mich und noch 200 Personen an einem prächtigen Gastmahl, welches acht Stunden währte.“

Eine französische Beschwerde blieb denn auch nicht aus — sie war sehr diplomatisch gehalten; aber immerhin mußte sich die Berner Regierung entschuldigen, und im Schreiben an Herrn Amelot wurde angebracht, daß die Schüler, welche sich jährlich bei der Beförderung im Theaterspielen zu üben pflegten, wegen „Geringheit und Härte ihres Verstandes“ die Darstellung aus unbedachter Einfalt so eingerichtet hätten, daß sie leicht habe übel ausgelegt werden können. Die Regierung habe übrigens sogleich ihr Mißfallen kundgegeben, nun aber „zu mehrerer Bezügung ihres Mißfallens“ die Schuldigen mit Gefangenschaft bestraft und diese Komödien fürs Künftige abgestellt.

Interessant ist auch, welche Rollen in den Stücken am meisten begehrt wurden und durch wen. Geistliche und Weltliche,

Bornehm und Gering, ohne Rücksicht auf Stand, Amt und Würde, wünschte Rollen zu erhalten und „zu Gottes Ehre“ mitzuspielen. Merkwürdigerweise waren die Rollen der Teufel am gesuchtesten. Meistens gelang es nur hochstehenden, einflussreichen Personen, wie etwa den Mitgliedern der Regierung oder des Großen Rates, dieselben zu erhalten und den Teufel zu spielen. Darüber gab es oft Streitigkeiten, daß sich der „Regent“ (Direktor des Schauspiels) nicht anders zu helfen wußte, als die Regierung anzugehen, die dann einschritt. So kam unter anderem folgende Bitte vor: „Herr Rathsherr Rabenhofer bittet meine gnädigen Herren um den Tüfelstand, sig es der oder ein anderer (d. h. dieser oder jener Teufel), Ist ihm hirmit bewilligt In Ansechen seiner Person.“

Während man anfänglich mit einem Teufel auskam, wurde später, um viele Bornehme, besonders regierende Herren, bei denselben unterzubringen, ihre Zahl bis auf zehn vermehrt, deren Namen Luzifer, Bürklin, Brandlin, Glibglaß, Beelzebub, Astarok, Fäderwüschli usw. lauteten. Die Rollen des Teufels waren übrigens nicht umsonst gesucht. Sie hatten das schönste Leben während des Stückes und wurden am reichlichsten mit Speise und Trank versehen, was die diesbezüglichen Rechnungen beweisen. „In die Hölle gekocht für 38 Gulden 20 Schilling; dazu für Pasteten und Hypokras 7 Gulden.“

Die Abstellung der Komödien dauerte aber nicht lange in

Bern, denn bereits im Jahre 1708 wurde wieder geübt, um im Münster ein Stück aufzuführen. Diesmal ging es aber zart zu, höchst unschuldige und gutmütige Politik wurde vorgebracht — das Stück sollte „bloß zu Lob, Ehr und Preis des Vaterlandes und der väterlichen Regierung“ sein.

In dieser Weise war das handschriftlich noch vorhandene Schauspiel „Helvetischer Zant-Apfel, vorstellende in einem Streit-Diskours die Glückseligkeit unseres Schweizerlandes gegen übrige Landschaften, öffentlich präsentiert den 3. Stbr. 1708 in dem großen Münster zu Bern.“ Der Inhalt dieser Dichtung ist folgender:

Zu Solon kommt ein Jude und erzählt ihm, er habe einen goldenen Apfel, der für den „Repräsentanten aller Völker des Erdbodens“ bestimmt sei, und dessen Volk das glücklichste sei. Auf den Wunsch des Juden stellt Solon ein Gericht auf, vor dem erstmals die vier Weltteile erscheinen. Europa, im Besitz der ausgezeichneten Eigenschaften, gewinnt den Preis, der nunmehr noch dem glücklichsten Volk zukommen soll.

Wie in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ werden verschlossene Schachteln gezogen, und siehe da: der Schweizer findet in der feinigsten den goldenen Apfel, den er jedoch nicht, wie ein „aufgepußter Advokat“ wünscht, den Damen, sondern der hohen Obrigkeit von Bern gibt, — „der hier auf männiglich felicitirt“.

SANTORIN

Die Insel der Glücklichen

Thera (Santorin) die südlichste Insel der griechischen Zykladen, bildet mit Therasia und einigen Klippen einen Inselring, der die Ruine eines mächtigen Vulkans ist. Bei dessen Zerstörung hat sich in seine Mitte ein 11 km langes und bis 390 m tiefes Meeresbecken eingesenkt, zu dem die nach außen sanft abfallende Insel mit 200 bis 400 m hohen Felswänden fast senkrecht abstürzt. Bei jener Katastrophe, die um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. erfolgte, wurden die aus Lava und Luff aufgebauten Inseln von einer mächtigen Bimssteinschicht überschüttet und die Siedlungen der mykenischen Kultur darunter begraben. Die vulkanische Tätigkeit ist noch nicht erloschen. Aus dem Innenmeer stieg in den Kaymeni-Inseln ein neuer Vulkan über den Meerespiegel empor, der in geschichtlicher Zeit wiederholt tätig gewesen ist, zuletzt 1925. Die Insel ist infolge Wassermangels völlig baumlos. Dagegen gedeiht ausgezeichnet Wein. Die Insel Thera (Santorin) ist 75 km² groß und zählte im Jahre 1928 rund 9900 Einwohner.

Athen war immer eines meiner Reiseziele gewesen. Nun saß ich da und — schon sehnte ich mich nach neuen Zielen. So ist der Mensch. Mit der Straßenbahn fahre ich vom Zentrum Athens nach der Hafensstadt Piräus hinunter, bummle hier dem Kai entlang und finde zwischen zwei englischen Frachtdampfern das Postschiff, welches den Kurs nach den Zykladen besorgt. Ich steige ein, und bald lichtet das Schiff den Anker. Hätte ich rechtzeitig gewußt, daß mit den Passagieren 200 Schafe transportiert werden, hätte ich wahrscheinlich auf die sofortige Ueberfahrt verzichtet. Doch, man gewöhnt sich ja an alles.

Abends, beim herrlichsten Sonnenuntergang, fahren wir an golden aufleuchtenden Felsenklippen vorbei. Die ewige Akropolis steht wie eine Fata morgana auf dem Felsenhügel. Langsam wird es Nacht. Frauen und Kinder auf Deck schlafen unter Wolldecken, und die Männer sitzen drinnen an der Wärme und spielen um klingende Drachmen. Mit dem Steward steige ich hinunter in meine Kabine, wo wir bis nach Mitternacht schwatzen und eine Flasche Soda nach der andern trinken.

Durch das Bullauge meiner Kabine grüßt schon der lichte Tag herein, als ich mich anleide und auf Deck steige. In der Ferne erscheint schwarz wie ein Stück Kohle unsere Insel Santorin. Tiefblau ist das Meer. Schon umfahren unser Schiff eine Menge kleiner Schaluppen mit brüllenden Männern. Alle wollen Fahrgäste an Land setzen, alle wollen Drachmen verdienen. Raum an Land, bin ich schon von 20 Eseltreibern umringt. Wie aus einem Schwarm Mücken entfliehe ich den schnatternden Männern, und in einem Seitengäßchen werde ich mit einem jungen Santoriner für 25 Drachmen handelseinig, der mich auf den Berg hinaufbringt. Im Zickzack geht es dem Städtchen zu, das sich wie Schnee vom tiefblauen Himmel abhebt.

Auf Reisen lernt man immer etwas. Auch Menschen kennen. Mit einer ältern Insulanerin und ihrem schwarzbärtigen Gespons werde ich handelseinig für Zimmer und Kost. Den halben Vormittag verbringe ich auf dem Balkon und wärme mich an der Sonne. Dann streiche ich in den Gassen umher, kehre zurück und verlange das Mittagessen. Der bärtige Mann serviert mir die Suppe, sehr dünn, einen kleinen Fisch und ein Stück Brot.